

bundenen Schulsysteme ein einheitliches Programm durchgeführt. Etwas Ähnliches geschah innerhalb der methodistischen Episkopalkirche. Für Westchina (Bereich der Chengtu-Universität) wurden vorbereitende Studien in besagter Richtung unternommen. Im übrigen konstatiert man wie auf katholischer Seite einen großen Andrang zur Schule. Die Basler in Kuangtung sind aus diesem Grunde von der bisher üblichen Beköstigung der Schüler durch den Missionar gegen eine nominelle Entschädigung abgekomen und versuchen die Selbstbeköstigung durchzusetzen¹. — Die intensive Tätigkeit des „Christlichen Vereins junger Männer“ der unter anderm (1912) von Amerika eine Unterstützung von \$ 500 000 erhielt, aber auch im Lande selbst bedeutende Einnahmen zu registrieren hatte, ermöglichte die Einrichtung zahlreicher Konferenzen, Vereinsbauten an bedeutenden Zentren und zwang zur Spezialisierung einer Anzahl von Missionaren für die Tätigkeit unter den Studenten. Für Kaufleute schuf man ebenfalls besondere Zentralen². An der Tagung des Vereins zu Peking (gegen Ende 1912) nahmen 500 Vertreter teil. Mehrere Minister wohnten den Veranstaltungen bei. Juanschikai empfing sämtliche Kongreßteilnehmer. Am Schlusse wurden innerhalb zehn Minuten \$ 12 000 für die Zwecke des Vereins gezeichnet³.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß auch die protestantische Presse-tätigkeit sich der neuesten Etappe der chinesischen Entwicklung angepaßt hat. Viel gelesen wurde eine Serie von Biographien hervorragender Staatsmänner. Die „Christliche Literaturgesellschaft“, die diesen glücklichen Griff getan, gab ferner eine Anzahl Beiträge zur Lage der Gegenwart aus der Feder hervorragender chinesischer, japanischer und westländischer „Führer“ heraus und besorgte selbst der Frauenwelt ein eigenes Organ, den „Frauenboten“. Die „Religiöse Traktatgesellschaft“ hat einen größeren Absatz erreicht als früher, zumal von jenen Schriften, die nach europäischer Art illustriert sind. Die drei größten Bibelgesellschaften setzten 1911 4½ Millionen Schriftpartien ab und doch wurde diese enorme Menge 1912 noch übertroffen⁴.

Literarische Umschau.

Von C. Hall S. V. D.

Über das Missionschulwesen in Japan referiert Raeder in *AMZ* (Nov. 1913, 512). „Neuerdings scheint die Schwankung in der Religionspolitik der japanischen Regierung, wie sie am deutlichsten in der Einberufung der ‚Konferenz der drei Religionen‘ zutage getreten ist, auch der Missionschule zugute kommen zu wollen. Die neulich erfolgte Übertragung des Departements für Religionsangelegenheiten aus dem Aufsichtsbereich des Ministeriums des Innern in das des Unterrichtsministeriums, berechtigt zu der Annahme, daß in Zukunft wieder eine nähere Verbindung zwischen Schule und Religion beabsichtigt wird (Jap. Ev. 1913, 335).“

Im Anschluß an die offizielle Anerkennung der neuen Universität der deutschen Jesuiten in Tokio von seiten der japanischen Regierung schreibt *ZMR* (10. Heft 1913, 309): „Es wäre doch sehr gut, wenn unsere Mission, die einzige deutsch-protestantische in Japan, in unserer neugeplanten Schule ein Werk ins Leben rufen könnte, das nicht zu stark durch seine Kleinheit hinter der katholischen Gründung zurücksteht. Ob

¹ 98. Jahresber. d. Evangel. Missionsgef. 3. Basel 64.

² IRM II, 22.

³ RB 54, 998.

⁴ IRM 2, 23.

es gelingt, vom evangelischen Standpunkte aus noch größere Mittel flüssig zu machen? Es wäre dringend zu wünschen."

Mit welcher Leichtigkeit dieser evangelische Standpunkt, der ja in erster Linie in der Gegensätzlichkeit gegen alles „Römische“ besteht, solche Mittel zusammenbringt, wenn es gilt, der katholischen Propaganda ein Gegengewicht zu schaffen, dafür ist gerade die Tokioter Hochschulfrage ein klassischer Beleg. Der bekannte Milliardär Rockefeller hat laut Bericht der obengenannten Nummer der *UMZ* für eine protestantische Universitätsgründung in derselben Stadt eine Million Dollar zur Verfügung gestellt. Dazu äußert sich ein Artikel der Köln. Volkszeitung (20. Nov. 1913): „Eben stehen die Jesuiten nach jahrelanger, mühevoller Vorbereitung im Begriff, in Tokio, der Hauptstadt Japans, eine Universität zu eröffnen, da kommt gleich John Rockefeller und stellt eine Million Golddollar = 4200000 Mark zur Verfügung, um in derselben Stadt eine protestantische Universität errichten zu helfen, als Gegenstück und Gegengewicht gegen die von den Jesuiten geplante Anstalt! Diese Tatsache zeigt wieder einmal deutlich, mit welcher mächtigen Begnern die katholische Missionstätigkeit in Ostasien zu rechnen hat: mit der amerikanisch-protestantischen Mission und der dahinter stehenden amerikanischen Hochfinanz.“ Demgegenüber ist es bemerkenswert, mit welcher unstörbarer Gemütsruhe weite katholische Kreise protestantische Vorstöße besonders in Ostasien hinzunehmen gewohnt sind.

In China sind die Konfuzianer an der Arbeit. Anlässlich des 2464. Geburtstages des Konfuzius, der in den großen Städten festlich begangen wurde, haben Kundgebungen für die Proklamierung des Konfuzianismus als Staatsreligion stattgefunden. Augenblicklich schweben Verhandlungen darüber im Verfassungsausschusse, dessen Ansichten in dieser Frage weit auseinandergehen. Der Ostasiatische Lloyd (3. Okt. 1913, 299) bemerkt dazu: „Der Widerstand gegen die Einführung einer konfuzianischen Staatsreligion scheint am stärksten in der Kung-ho-tang (= Partei) zu sein. Ihr Führer Chang-Ping-ling bekämpft grundsätzlich den Staatsreligionsgedanken, weil er mit einer freiheitlichen Verfassung nicht im Einklang stünde; ein anderes hervorragendes Parteimitglied Tsang-Tsei-yen hat vor kurzem in einer Flugschrift ausgeführt, daß Konfuzianismus keine Religion sei; Konfuzius mit Christus gleichzustellen, sei ein grober Fehler. Tsang will die Ehrenbezeugungen gelten lassen, die Beamten und Schüler Konfuzius erweisen; er warnt aber, dem unwissenden Volk solche Zeremonien aufzudrängen, weil damit heillose Verwirrung in den breiten Volksschichten angerichtet werden könne. Tsang-Tsei-yen kommt zu dem Schluß, daß Konfuzianismus als Staatsreligion für China ungeeignet sei. Trotz alledem ist das letzte Wort in der Frage noch nicht gesprochen. Die Stimmung im Parlament ist wandelbar.“ Die Entscheidung wird von außerordentlicher Bedeutung für den Fortschritt des Christentums werden. Wenn auch die Festlegung des Konfuzianismus als Staatsreligion sich auf die Dauer als unhaltbar erweisen würde, so wäre doch für die nächste Zukunft der Schaden nicht abzusehen. Dank dem ebenso energischen wie geschickten Eintreten hervorragender Vertreter des Katholikenvereins in Tschili, vorab in Tientsin, ist es jedoch gelungen, die Mehrheit der Verfassungskommission für uneingeschränkte Religionsfreiheit zu gewinnen. Die Stellungnahme des Parlamentes selbst ist noch nicht bekannt (*Germania* 1913, Nr. 536).

Schon jetzt hat die zweite Revolution einen Rückschlag in der vorher z. T. auffallend günstigen Stimmung des Volkes gebracht. Ihre Niederwerfung wird als eine Niederlage des Christentums ausgegeben, da ihr Urheber, Sun-Jat-sen, ein (protestantischer) Christ ist und eingeständenermaßen seine revolutionären Ideen von dem Verkehr mit ausländischen protestantischen Missionaren herleitete (*EMM* Sept. 1913, 419). Eine kleine Notiz des Ostasiatischen Lloyd (ebd. 300) gibt die Stimmungsänderung anschaulich wieder: „Die freundlich gesinnte Stellung der Bevölkerung, die schon im Frühjahr dieses Jahres eine rein abwartende war, ist nun eine ganz und gar abweisende geworden...“ „Das Christentum ist nichts nütze,“ heißt es. „Wenn dem nicht so wäre, so wäre Sun-Vi-hien doch ein anderer Mann. Wer trägt die

Schuld, daß der Handel darniederliegt? Es ist Sun-Yi-hsien, der Christ: Wer ist schuld daran, daß infolge der Unruhen alle Bedarfsartikel viel teurer geworden sind? Es ist Sun-Yi-hsien, der Christ: Er hat nichts geleistet. Er hat den Aufruhr entfacht, viele Menschenleben vernichtet und ist selber feige geflohen. Nein, das Christentum kann die Rettung Chinas nicht sein. Seht, Sun-Yi-hsien ist ein Christ."

Sehr erfreulich ist die Nachricht (ZMR 10. Heft, 309), daß der Opiumexport von Indien nach China schon jetzt aufhören soll und nicht erst im Jahre 1917, bis zu welcher Zeit China vertraglich verpflichtet wäre, das verderbliche Gift ins Land hineinzulassen. Der Verzicht Englands, der eine Einbuße von Hunderten von Millionen Mark darstellt, ist aber nicht als lauter Großmut und Menschlichkeit zu deuten. Wir wissen, wo England einen Profit aufgibt, da hat es einen größeren im Auge und das ist in diesem Augenblick die wertvolle Freundschaft des neuen China, wo sich eine sehr starke Antipathie gegen das Opium bemerkbar macht. „Eine Nötigung Chinas zu weiterem Opiumhandel hätte ganz bestimmt die allerübelsten politischen Folgen gehabt. Das China von 1913 ist nicht mehr das von 1840.“

In dem Maße als man in den Eingeborenen der tropischen Kolonien den größten Wertfaktor derselben erkennt, finden die Bestrebungen zur Erhaltung und Vermehrung der Volkszahl und Volkskraft Verständnis und tätige Unterstützung. Um so unbegreiflicher ist die Laueheit und Halbheit, mit der man mancherorts der Alkoholfrage gegenübersteht. Dieser Schädling der Volksgesundheit und Sittlichkeit darf ungestört im Lande wuchern, denn so gut gemeint die gegen ihn erlassenen Maßnahmen sein mögen, sie treffen das Übel nicht an der Wurzel. Ein Artikel der Kolonialen Rundschau (Nov. 1913) greift die ganze schon oft erörterte Frage auf und kommt zu dem Schluß: „Das durchschlagende Mittel zur Beseitigung des Schadens ist allein das vollständige Verbot europäischen Alkohols an Eingeborne.“ Aber die Alkoholfrage ist für die Kolonialregierung eine Geldfrage. So stammt z. B. ein Drittel der Gesamteinnahmen Togos aus Branntweinzöllen und man versteht in etwa, daß sie sich nicht leicht bereit finden mag, ihre Einnahmen so beträchtlich zu verkürzen und den Ruhm daranzugeben, eine Kolonie zu besitzen, die sich aus eigener Kraft ohne ordentlichen Reichszuschuß erhält. Vom Standpunkt einer rationellen Kolonialpolitik haben wir aber kein Interesse daran, durch Alkoholfuhr das Menschenmaterial zu entwerten und so die Entwicklung des Landes aufzuhalten. Hier sollte die Regierung sich wirklich besinnen und nicht einem augenblicklichen Nutzen die Zukunft ihrer Kolonien preisgeben. Beachtenswert sind ferner die weiteren Vorschläge: „Aber auch ehe sich die Regierung zu einer solch einschneidenden Maßregel entschließt, sollte sie das tun, was außer den schon angegebenen Mitteln der fortschreitenden Zollerhöhung und der Ausdehnung der Sperrzone in ihrer Hand steht, um einem Umsichgreifen des Übels zu wehren. Sie kann durch ihre Beamten – und das gilt für Ostafrika mit seinem übermäßigen Pombetrinken genau so wie für die Westküste – bei allen sich bietenden Gelegenheiten zum Ausdruck bringen, daß sie den Alkoholgenuß mißbilligt; sie kann die Bedingungen zur Erlangung der Konzession erschweren; jede Bezahlung von Gerichtskosten in Alkohol auch beim Eingeborenen-gerichtswesen ist streng zu verbieten; es darf kein Angestellter, vor allem kein Hauptling, Jumbo oder Ukide von der Regierung bestätigt oder in seinem Amte belassen werden, wenn er ein notorischer Trinker ist; die Beamten können auf ihren Kundreisen auf die Schädlichkeit des Alkohols hinweisen und vor seinen Gefahren warnen. Man darf diese Mittel nicht ohne weiteres gering anschlagen; auf die Eingebornen wird es sicher Eindruck machen, wenn sie sehen, daß in den Augen der Regierung das Trinken etwas Schlechtes ist, und daß Trinker von ihr als minderwertige Menschen angesehen werden.“

In der Kolonialen Zeitschrift (Nr. 44, 1913, 681 ff.) zeigt sich ein Herr von Byern in einem Aufsatz „Deutsch-Ostafrika und seine weißen und schwarzen Bewohner“ mit den Erfolgen der Mission in Ostafrika sehr unzufrieden, und besonders ist es die vorgebliche Unzuverlässigkeit der Missionszöglinge, über die er in Harnisch gerät.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagt er unter anderm, „daß jeder, aber auch jeder Ostafrikaner, der mehrere Jahre dort war, so denkt und so handelt, d. h. Missionszöglinge seinen Betrieben fernhält.“ In der Tat, in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Es liegt uns hier nichts daran, im einzelnen die Anklagen von Byerns zu prüfen und zu widerlegen, wie wenig objektiv und ernst er zu nehmen ist, beweist schon die indolente Art, mit der er jene, die anderer Meinung sind, behandelt. Sie sind ihm kindische Narren und eigennützige Reklameschreiber. Der Artikel erhebt sich nicht über das Niveau jener unbesonnenen, von krämerhaftem Geiste diktierten Meinungsäußerungen, die über den engen Horizont kleiner materieller Interessen nicht hinwegschauen. Welchen vernünftigen Sinn hat z. B. der folgende Passus: „Wenn man die Erfolge der Missionen betrachtet, so muß man anerkennen, daß sie zum Teil Großes in der Erziehung zur Arbeit geleistet haben, vor allem die katholischen Missionen, und Arbeit ist, wie wir gesehen haben, der wichtigste Faktor in der Erziehung und Hebung des Negers. Es ist daher ganz unverstänglich, wenn manche Missionen immer und immer wieder mit einer gewissen Bereiztheit erklären, daß sie nicht dazu da seien, den Ansiedlern Arbeiter, Handwerker, Schreiber u. dgl. heranzuziehen. Ja, wozu sind sie denn sonst da, da sie doch erwiesenermaßen in der Erziehung zur Arbeit Gutes leisteten und ihre reine Missionstätigkeit doch nicht von Erfolgen gekrönt war? So sollen sie doch wenigstens dadurch ihre Existenzberechtigung dokumentieren, daß sie zu Erziehungsanstalten werden.“ Herr von Byern hat wahrlich keine geringe Meinung von sich und der Tätigkeit der Pflanzler. Mit solch unglaublichen Präntensionen muß die Mission sich auseinandersetzen! „Der springende Punkt für einen Pflanzler ist eben der, wie eine ‚Stimme aus dem Leserkreise‘ sehr richtig bemerkt, daß er nicht Generationen warten kann, bis sich ein Volk entwickelt . . . Der große wirtschaftliche Erfolg ist ihr (der Mission) nicht das wichtigste, der fällt ihr und andern als Nebenfrucht in den Schoß. Ihre Hauptfrucht ist Ewigkeitsfrucht und die wird nicht so schnell reif, wie wir's wohl gerne hätten.“

Es ist gut, hie und da auf die Schiefheiten und Irrtümer hinzuweisen, die der protestantischen Missionsdarstellung in bezug auf katholische Dinge andauernd unterlaufen. Natürlich kann nicht die Rede davon sein, sie alle, deren Zahl Legion ist, hier zu registrieren. Nur Stichproben und auch diese weniger in ihrer individuellen Bedeutung, als vielmehr als typische Erscheinungsformen. So machte es einen fast komischen Eindruck, wenn der früher missionsfeindliche Protestantismus, nun seit einem guten Jahrhundert an der Arbeit und das Wirken der katholischen Mission als Konkurrenz unangenehm empfindend, von dieser, die doch von Anfang der Zeiten an getreu ihres Amtes waltet, redet als von einer „Hauptgefahr der Mission in unserer Zeit“ (ZMR 8. Heft, 229), groß genug und verderblich genug, um mit „gottfeindlicher Unkultur“ und Islam in einem Atemzuge genannt zu werden! Stände noch da „der protestantischen Mission“! Wirklich, etwas historische Bescheidenheit wäre dringend zu empfehlen.

In der letztgenannten Zeitschrift finden wir auch die haltlosen, äußerst unkritischen Anklagen Christ-Sozins (in AMZ Febr. 1913) gegen die belgische Kongomission neu rezensiert, obgleich Schwager dieselben zurückgewiesen und seine Quellen als einseitig, tendenziös und böswillig gebrandmarkt hat (ZM II 178 ff.). Der wissenschaftlichen Reputation einer Zeitschrift kann es nicht förderlich sein, wenn sie aus anderen als wissenschaftlichen Gründen bei einer inkriminierten Behauptung verharret. Wir haben hier wieder ein Beispiel jener eigenartigen Inferiorität protestantischer Wissenschaft, die in unverständlicher Voreingenommenheit jede Beschäftigung mit katholischer Literatur ablehnt.

Bezüglich der Kirchenordnung in heidenschristlichen Gemeinden macht Fries in AMZ (Nov. 1913) einige methodisch wertvolle Bemerkungen. Es ist ein Gesetz weiser Akkommodation, daß man die ethischen und religiösen Forderungen nach der moralischen Kapazität des Objektes bemißt und nicht von vornherein den Bogen überspannt, solange es sich nicht um elementare Bestandteile christlicher Sitte handelt. Andererseits „kommt

doch sehr darauf an, ob das heidnische Volk selbst trotz seiner Gottesferne eine Moral hatte oder nicht, ob es Vergehen gegen die ‚gemeine Moral‘ richtete oder nicht“ (491). Mit anderen Worten, wenn das heidnische Gesetz oder Herkommen gegen gewisse sittliche Vergehen strenge Strafen verfügte, so muß es einen schlechten Eindruck machen, wenn die christliche Zuchtordnung sich laxer erweist. „Die Gemeinde darf sich nicht dem Geschrei aussetzen, daß sie in ihrer Mitte Sünden duldet, die das Heidentum mit dem Tode sühnen ließ“ (492).

Eine durch nichts haltbare, durchaus unchristliche Auffassung, die allerdings der an verschiedenen Stellen der protestantischen Mission vertretenen Praxis entspricht, vertritt derselbe Verfasser, wenn er schreibt: „Die Nachgiebigkeit gegen heidnische Volksitte darf aber unter keinen Umständen so weit gehen, daß Polygamie geübt wird, ohne daß dagegen mit Kirchenzucht vorgegangen würde . . . Ausgenommen ist nur der Fall, daß Polygamisten mit ihren früher nach heidnischem Recht genommenen Frauen zusammen sich dem Christentum zuwenden.“

Die protestantischen „Missionspädagogischen Blätter“ bringen in der 4. Nummer ihres 1. Jahrganges einen Aufsatz über „Die pädagogische Vorbildung der Missionare“ von R. Nowack. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes läßt sich nicht leicht überspannen, wenn man bedenkt, daß die moderne Methode der Mission zum großen Teil Mission in der Schule ist, und es ist richtig, was Verfasser sagt: „Auf jeden Fall wird der Missionar der Leiter, das Herz der gesamten Schularbeit dauernd bleiben müssen. Daraus läßt sich mit ziemlicher Sicherheit ableiten, was unter den hier herrschenden Verhältnissen dem Missionar an pädagogischer Einsicht und Fertigkeit nötig ist“ (62). Natürlich hat bei der kurz bemessenen Vorbildungszeit der protestantischen Missionare die Unterbringung des pädagogischen Stoffes erhebliche Schwierigkeiten, wogegen derselbe auf katholischer Seite in Pädagogik, Pastoral und Katechese hinreichende Berücksichtigung erfahren kann. Es ist vielleicht lehrreich, den von Nowack aufgestellten Lehrplan andeutungsweise hier wiederzugeben:

1. Geschichte der Pädagogik in knapper Übersicht. 2. Praktische Schulkunde, a) Zweckmäßigkeit des Baues und der Einrichtung einfacher Schulgebäude. b) Wesen und Arbeitsweise der einklassigen Schule. c) Lehr- und Lernmittel der einfachen Volksschule. d) Einrichtung und Führung der Schulpläne und Listen, Theorie des Lehrstoffverteilungs- und Stundenplans. e) Theorie der Schulzucht. f) Behandlung der Schulversäumnisse. g) Zweck und Arbeitsordnung der Einrichtung des Helfersystems. h) Elemente der Schulhygiene. 3. Psychologie, Wesen und Leben der Seele mit besonderer Berücksichtigung des Kindes. 4. Methodologie. 5. Lehrproben.

Zu dem vielbesprochenen Thema „Mission und Nationalität“ bringt das Journal des Debats einen bemerkenswerten Beitrag in einem Artikel „L'École Biblique de Jerusalem et l'influence française en Orient“, der auch in der Zeitschrift *l'Asie Française* Aufnahme gefunden hat. Leider müssen wir uns darauf beschränken, die Bemerkungen wiederzugeben, die M. Hartmann in der neugegründeten Zeitschrift „Die Welt des Islams“ (Heft 1, 70) dazu macht, denn trotz unserer Bemühungen war weder das eine noch das andere auf buchhändlerischem Wege zu erreichen. „Hier (in dem genannten Artikel) wird mit diplomatischer Treue das Intrigenspiel wiedergegeben, das zu der Vernichtung der großen, national-französischen Interessen dienenden Schöpfungen des Dominikaners Lagrange, Leiters der von ihm gegründeten École Biblique in Jerusalem und Mitglieds des Institut de France, eines hochverdienten Gelehrten, führte. Es ist hier zu dem Verhalten des Heiligen Stuhles und der bei ihm mächtigen Jesuiten nicht Stellung zu nehmen. Es ist aber festzustellen, daß hier zwei Welten gegeneinander stehen: Der kirchliche Internationalismus und der im kirchlichen Gewande betriebene Nationalismus, ein Konflikt, der dem Soziologen in seiner Häufigkeit und in der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungsformen wohl bekannt ist, und der hier an einem Schulbeispiel zu studieren ist. Die ausführliche Darstellung (es sind 376 Zeilen in Petit) ist höchst lehrreich, und jeder, der für die Verhältnisse zwischen Jerusalem und Rom Interesse hat, sowie jeder, der dem

